

DIE ENTFALTUNG DER MANN-WEIBLICHEN WESENSPOLARITÄT IN DER VOR- UND FRÜHGESCHICHTE DES ABENDLANDES

Bei dem Versuch, uns das Leben unserer steinzeitlichen Vorfahren zu vergegenwärtigen, stoßen wir in der Menschheitsfrühe zuerst auf Wildbeuter und Sammler. Aus dieser primitiven Wirtschaftsstufe entwickelten sich die Jägerkulturen, die uns durch Fels- und Höhlenmalereien von magischer Eindruckskraft bekannt geworden sind. Diese Jägerkulturen bilden, wenn auch mit zeitlich sehr verschiedenen Schwerpunkten, über die ganze Erde hin die Grundlage für jede höhere Kulturentwicklung. Sehen wir ab von den Kunstzeugnissen aus der Eiszeit, die uns hohe Jägerkulturen, insbesondere in Nordwestspanien und Südwestfrankreich, hinterlassen haben, so liegt der Schwerpunkt der Jägerkulturen in Europa einschließlich des Mittelmeerraumes im Mesolithikum und reicht hinein bis ins Neolithikum, liegt also grob datiert zwischen dem 6. und 3. Jahrtausend vor Christi Geburt.

Die Bewegungsbilder dieser Zeit legen Zeugnis davon ab, daß die Selbstbehauptung im Kampf mit der Natur das Bewußtsein des damaligen Menschen erfüllte (Abb. 1).



Abb. 1

Kopf- und
Brustpartie eines
Stieres.

Lascaux, großer
Saal.

Aurinaco-
Perigordien.

Für den Jäger hing der Bestand menschlichen Daseins von der Schärfe seiner Naturbeobachtung, von der Stärke und Gewandtheit seines Körpers und von der Treffsicherheit seines Bogens ab. Sein Kampf ums Dasein fand seinen Höhepunkt in der Auseinandersetzung mit der Tierwelt. In diesem Kampf waren

nicht nur Kleidung und Nahrung, sondern insgesamt die Sicherung des menschlichen Lebensraumes immer neu zu erringen. Seinen künstlerischen, richtiger zu sagen: seinen religiös-künstlerischen Niederschlag fand dieser Kampf in Bewegungsbildern, die eine Auffassung des Lebendigen widerspiegeln, deren Spontaneität und Frische wir nur bewundern können. Die Forschung neigte und neigt dazu, den Jägerkulturen ein mythisches Seinsverständnis, also das Bewußtsein vom Dualismus zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Körper und Seele abzusprechen. Die Bilder werden rein diesseitig, als magische Wunschbilder verstanden. Ohne Zweifel drängt sich bei dem Versuch einer Deutung dieser Bildwerke der Gedanke auf: Hier soll mit der magischen Kraft des Bildes die Beute gefesselt, erjagt, oder der durch die Jagd dezimierte Wildbestand im Sinne eines Fruchtbarkeitszaubers wieder aufgefrischt werden.

Gegen diese zweckbestimmte Deutung erheben sich heute vereinzelte Stimmen. So hat Eric Holm an Bildern aus Südafrika den Nachweis geführt, daß bereits bei den höheren Jägerkulturen ein mythisches Seinsverständnis ausgebildet war, und daß sich durch die Bilder ihrer Felskunst ein transzendenter Grundgehalt zieht. Die vielen Beispiele, an denen Eric Holm seine These interpretiert, geben uns die Gewißheit, daß diese frühen Menschen, deren Sinne im Kampfe mit der Umwelt aufs feinste geschärft waren, nicht nur an grobstoffliche Erscheinungsformen gebunden waren, sondern die Elementarkräfte wahrnehmen konnten, die hinter den äußeren Dingen wirksam sind. Die Tatsache, daß sich aus dem Tier, das als Jagdbeute in den Händen des Jägers bleibt, ein unverletzliches Wesen von feinerer stofflicher Beschaffenheit löst, um sich mit den Kräften des Kosmos wieder zu verbinden oder in eine der menschlichen Anschauung entzogene Urheimat zurückzukehren, führte bereits diese Menschen vor die metaphysische Problematik irdischen Seins und bewirkte in Ansätzen die Ausbildung eines mythischen Weltbildes.

Tatsächlich hatte der Kampf, der in der Vorzeit zwischen Mensch und Natur zum Austrag kam, nur vordergründig den praktischen und diesseitigen Aspekt der Daseinssicherung und der biologischen Arterhaltung. Die Übergänge vom menschlichen Sein zur Tierseele waren damals noch fließend. Jedes Tier verkörperte Eigenschaften, die auch im Menschen als Teile oder Aspekte seiner gesamten Wesensanlage enthalten und wirksam waren. Um das Tier zu jagen und schließlich zu beherrschen, mußte der Mensch die von diesem verkörperten und gelebten Eigenschaften, z.B. Mut, Kraft, Angriffslust, Wachsamkeit, Schlaueheit usw. in sich selbst verstärkt betätigen. Dabei

reiften unter dem Druck des Geistes diese Anlagen und Eigenschaften und wurden dem Menschen bewußt. Bei diesem inneren Prozeß des Erwachens und Reifens begann der Mensch hinter der Ordnung der ihm vertrauten Tierwelt eine transzendente Hierarchie von Ur- oder Himmelstieren zu ahnen. Diese Himmelstiere verkörpern die in der irdischen Tierwelt roh wirksamen Eigenschaften in veredelter Form als reinsten Tugenden und wirken auf die Entwicklung des Menschen und seiner gleichgearteten Anlagen als mächtige, erweckende Magnete ein.¹ Im verstärkten Betätigen dieser Anlagen, das der Alltag der Jäger erzwang, wuchs diese Ahnung von den Urbildern bis zur visionären Fähigkeit, in besonderen Augenblicken ihre jenseitigen Abbilder zu erschauen. Unter dieser inneren Spannung zwischen irdischer und himmlischer Erfahrung reiften die Anlagen des Menschen zu bewußten Tugenden; zugleich drängte diese Spannung, ihre Bewußtseinsinhalte im Bild zu gestalten.

Folgerichtig kommt deshalb im Bilderkosmos der höheren Jägerkulturen eine - wie Eric Holm sagt - transzendente Seelenlehre zum Ausdruck. "Die Bilder der Tiere (stellen) Verewigungen, Apotheosen dar und rücken gleichsam als ewige Sterne ans Firmament." "Wie bei allen Altkulturen, bei denen diese Tierbildgottheiten weiterlebten, haben wir es mit Götterbildern zu tun, und man war der Gottnatur durchaus nicht weniger nah, da man sie im göttlichen Tier begriff."²

So begegnen wir bereits auf der frühen Stufe der Jäger einem Grundzug menschlichen Existierens, der wie ein roter Faden alle späteren Stufen menschlicher Gesittung miteinander verbindet: Im geistigen Spannungsfeld zwischen zwei Welten, einer irdischen und einer himmlischen, steht der Mensch als Grenzgänger mit der Berufung, diese geistige Spannung in sich zu kultivieren, d.h. sie in Bewußtseinsakte umzusetzen.

Zur exemplarischen Entdeckung des Menschenbildes und seines Ichs sind die frühen Jägerkulturen indes nur in ersten Ansätzen vorgedrungen. Zwar gibt es bereits bei den höheren Jägern aus dem Paläolithikum Fruchtbarkeitsidole, welche die weibliche Gestalt in schwellendem Realismus zeigen. Sie sind jedoch, wie ich später zeigen werde, kaum als typisch anzusprechen für diese Kulturstufe. Vielmehr bezeichnen sie mit großer Wahrscheinlichkeit den Übergang von der Kultur der Jäger zu jener der Hirten und Pflanzler.

Eindeutig dominieren hingegen in der Kunst der Jäger Tierdarstellungen und Jagdszenen (Abb. 2). Gelangt der Mensch dabei zur Gestaltung, so geschieht es in einer auf den Vorgang des Jagens ausgerichteten, funktionell-schemenhaften Form.

Abb. 2

Bewegungsbild
aus Ain Dua,
Nordafrika



Diese thematische Beschränktheit läßt darauf schließen, daß dem Menschen auf der Stufe der Jägerkulturen transzendente Ebenen mit menschengestaltigen Wesenheiten und Gottheiten verschlossen waren. Die Jägerkulturen scheinen den Umgang mit anthropomorphen Göttern, wie er in einzigartiger Weise später den minoisch-griechischen Kulturkreis prägte und die Voraussetzung bildete für die Entdeckung des Ich und die Ausbildung von persönlichem Selbstbewußtsein, nicht gekannt zu haben. Ethnologisch drückt sich diese Beschränkung in der Tatsache aus, daß sich keine der höheren Jägerkulturen zu einer Hochkultur fortentwickelte. Männliches Kalkül, Listenreichtum, technische Fertigkeit und körperliche Routine in Verbindung mit den Tugenden, die der Mann im Umgang mit der Tierwelt in sich erweckt hatte, reichten als Grundlage für einen kulturellen Fortschritt nicht aus. Der Keim mythischen Denkens blieb eine Verheißung, die sich unter den soziologischen Bedingungen der Jägerstufe offenbar nicht erfüllen konnte.

Die Gründe dafür, daß die Daseinsform der Jäger geistig und kulturell in einer Sackgasse endete, sind ganz gewiß gesellschaftlicher Natur. Der Mann ist, biologisch und geistig, für den elementaren Kampf mit der Natur ungleich besser ausgestattet als die Frau. Seine Lebensäußerungen drängen nach außen; das Thema seines Daseins ist Weltbewältigung. Seine Fähigkeiten: Klugheit und Kalkül in Verbindung mit Mut und Kraft haben - besonders in Zeiten

ungesicherten äußeren Daseins - eine stark diesseitsbezogene, den Dingen zugewandte, horizontale Tendenz. Als der Beschützer, als der Hersteller von Werkzeug, als der Beschaffer von Kleidung und Nahrung war der Mann in der Menschheitsfrühe der Erhalter des Lebens. Daraus erklärt sich in dieser Zeit nackter Daseinssicherung die zwangsläufige Priorität des Mannes. So waren die Kulturen der Jäger streng vaterrechtlich ausgerichtet. Wir können, im Gegensatz zu geschichtlich späteren patriarchalischen Gesellschaftsformen, denen bereits andere soziologische Schichten vorausgegangen sind, von einem Ur- oder einem Naturpatriarchat sprechen. In dieser Gesellschaft lebte die Frau im Schatten männlicher Leistung. Täglich Gefahren für Leib und Leben ausgesetzt, von der Außenwelt ganz in Anspruch genommen, konnte sich weibliche Geistigkeit, weibliche Innerlichkeit nicht entfalten. Angesichts dieser Einseitigkeit war an einen Kulturfortschritt, der ja stets die Mitwirkung aller Teile voraussetzt, nicht zu denken.

Das begann sich in der Folgezeit zu ändern. Als Jäger hatte der Mann seine Fähigkeiten und Werkzeuge in Jahrtausenden zu einer hohen Perfektion ausgebildet. Mit dieser intellektuellen, körperlichen und technischen Bewältigung und Aneignung der Jagdstufe war die Voraussetzung geschaffen für den Übergang von der Jagd zu Viehhaltung und Viehzucht. Dieser Übergang vollzog sich für den europäischen Lebensraum mit seinem Schwerpunkt im Neolithikum. In dieser Zeit wurde die sogenannte Doppelaxt in Vorderasien und im Mittelmeerraum der allgemein verbreitete Kultgegenstand (Abb. 3).

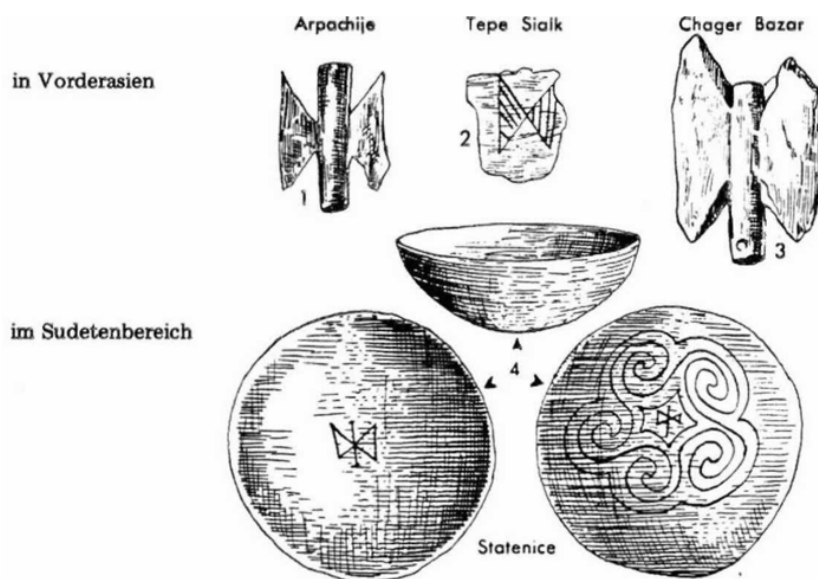


Abb. 3
Doppelaxt

Das Ur- oder Vorbild dieses Werkzeuges befand sich nach der Legende im Besitz einer männlichen Gottheit, des Gewittergottes Labrandeus. An diesem Werkzeug entzündete sich

der schon auf der Jagdstufe entwickelte Machtwille des Mannes. Während seine Bedeutung als reales Handwerkszeug zurücktrat, gewann die Doppelaxt uneingeschränkte Geltung als Kultgegenstand und Sinnbild für das machtvolle, souveräne, horizontale Wirken des Mannes. Sie wurde das Symbol für männliche Herrschaft und gab als Kultgegenstand zugleich der Erfahrung Ausdruck, daß sich diese Herrschaft göttlicher Anleitung, göttlichem Vorbild verdankte.

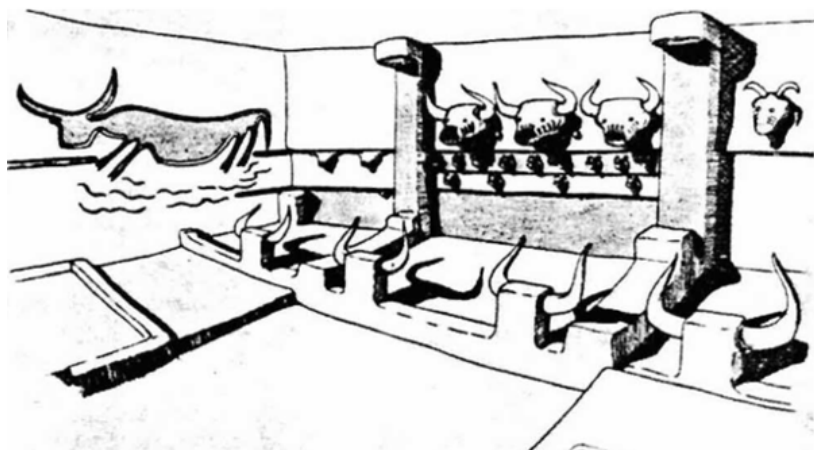
Diese Doppelaxt als höchster Ausdruck männlich-horizontalen Herrschaftswillens führt uns unmittelbar zum Stierkult. An ihm wird uns der Übergang von der Daseinsform der Jäger zur Hirtenkultur am lebendigsten deutlich. -

Im Stier haben wir das Beispiel einer machtvollen Tiergottheit vor uns. In der Offenbarung des Johannes ist er eines der vier wissenden, geflügelten Tiere, die den Thron Gottes bewachen. Abd-ru-shin schildert uns diesen Urstier in umfassendem Schöpfungs-Zusammenhang als Idealgestalt von Mannesmut und Manneskraft.³

Entsprechend dem Urbild ist der irdische Stier gleichfalls die höchste Verkörperung von Mut und Kraft, jedoch gleichsam in rohem, ungebändigtem Zustand. Für den Mann, der die auch in ihm schlummernden Eigenschaften Mut und Kraft in der Frühzeit der Menschheit betätigen und in sich erwecken sollte, war deshalb der irdische Stier die äußerste Herausforderung an sein erwachendes Selbstbewußtsein. Die Bändigung und Domestizierung des Stieres war identisch mit der Sublimierung roher Manneskraft, mit männlicher Selbstbeherrschung. Dieser Kampf um die Beherrschung des Stieres in dem doppelten Sinn gleichzeitiger Natur- und Selbstbeherrschung wurde im Zeichen der kraftverleihend-sieghaften Doppelaxt ausgetragen. Dabei erstarkten die Manneseigenschaften Mut und Kraft zu bewußten Tugenden und verliehen dem Mann die Fähigkeit, das höhere Urbild, den Himmelsstier, zu ahnen und ihn in Abbildern zu erschauen. Daraus entwickelte sich der Stierkult (Abb. 4).

Abb. 4

Kultraum in
Catalhüyük mit
Stieren,
Stierköpfen und
Stierhörnern



In Verbindung mit der Doppelaxt beherrschte er die religiösen Anschauungen der Hirtenvölker in Vorderasien und im Mittelmeerraum. Eine Wandmalerei aus dem 5. Jahrtausend vor der Zeitrechnung zeigt diesen Himmelsstier, wie er auf einer durch Wellenlinien angedeuteten Wolke erscheint- Sein allgemein verbreitetes und gebräuchliches Sinnzeichen waren die sogenannten Kulthörner in meist stark stilisierter Formgebung (Abb. 5).



Abb. 5

Kulthörner, Mochlos

Diese Sublimierung roher männlicher Machttriebe blieb nicht ohne Folgen für die gesellschaftlichen Verhältnisse. Denn im Schutz von Mut und Kraft, diesen stiergleichen Qualitäten, die der Mann verkörperte und in sich zu stierbesiegenden, naturüberwindenden Kräften erweckt hatte, konnten sich erste Freiräume, zwar nicht schon weiblicher Innerlichkeit, doch aber weiblicher Selbstentfaltung bilden.

Der Mann verkörperte als Jäger und nomadisierender Viehzüchter eine dynamische und horizontale Lebensform. Diese war, wenn wir uns die über die Erde sich hinwälzenden, von Weideplatz zu Weideplatz ziehenden Herden vorstellen, in höchstem Maße expansiv. Was nun durch die Frau ins Leben trat, war für die steinzeitliche Menschheit und ihre bis dahin vorwiegend aneignende Wirtschaftsform, neu und revolutionierend. Damals mag der Frau aufgegangen sein, daß ein Samenkorn, zuerst durch Zufall, dann von ihren Händen mit Vorsatz ins Erdreich gesenkt, als Pflanze aufging, dem Licht entgegenstrebte, um schließlich hundertfach Frucht zu tragen. In diesem Samenkorn und seiner Fruchtbarkeit erkannte die Frau ihr vegetatives, wesenhaftes Vorbild. An ihm entzündete sich der schlummernde Wesenskern der Frau. Stand schon der Vorgang, wie der Same in die Erde getan wird, als ein vertikaler gegen die horizontale Daseinsform der Jäger und Hirten, so hatte er noch eine weitere ungewohnte Folge: Die reiche Ernte dieser vegetativen Fruchtbarkeit war nur einzubringen und dem Menschen nutzbar zu machen in intensiver Bewirtschaftung bei ortsgebunden-bodenständiger Lebensweise. Diese setzte voraus, daß die Frau die Grundzüge ihres Wesens: das Festhalten an der Scholle, das Bewahren, Hegen und Pflegen, in sich kultivierte. Die Anstrengungen zur Betätigung und Verwirklichung dieser

Wesensanlagen brachten die Frau damals in Verbindung mit gleichartigem weiblichen Wirken in transzendenten Ebenen der Schöpfung. Im Gegensatz zu Jägern und Hirten mit ihrem inneren Bezug zur Tiergottheit, geriet die Frau dabei unter den hilfreichen Einfluß menschengestaltiger, weiblicher Gottheiten. Astarte, Ishtar, Isis, denen die kultische Verehrung aller ackerbautreibenden Völker in der Menschheitsfrühe galt, wurden als Vegetations- und Fruchtbarkeitsgottheiten zum Vorbild für weibliches Wirken. Irdische und himmlische Fruchtbarkeit - beide Pole berührten sich in der Frau. Dieses Spannungsfeld war das Kraftpotential, das die Frau entzündete und befähigte, ihre Lebensform, die des Landbaues, des Ackerbauern, gegen die ganz anders gearteten horizontal-männlichen Tendenzen durchzusetzen. Aus ihrer wachsenden Fähigkeit, das unscheinbare Samenkorn zu hegen und zu pflegen, bildete sich eine zweite, weiblich bestimmte Kulturkomponente mit vertikalem Grundcharakter: statisch, bodenständig, erdverbunden. Darin erwies sich die Überlegenheit und Anziehungskraft des Ackerbaues, dieser vertikalen, weiblich bestimmten Daseinsform, daß sie die männliche Ungebundenheit, daß sie das schweifende, horizontal geordnete Leben der Jäger und Hirten in ihren Bann zog und ihrer aufstrebenden Kultur dienstbar machte. Denn aus der Kultivierung des Bodens, mit der Möglichkeit der Vorratswirtschaft, entwickelten sich erstmals in der überschaubaren Geschichte der Menschheit größere Gemeinwesen; handwerkliche Spezialisierung setzte ein, und das Leben gewann eine urbane Dimension. Während sich die Begriffe Heim und Heimat mit erstem keimenden Leben erfüllten, eröffnete sich das weite Feld weiblichen Wirkens.

Auf der Stufe der Jäger hing das Wohl der Horde oder Sippe von der Geschicklichkeit weniger Einzelner ab. Die Arbeitssituation des Ackerbauern war eine ganz andere. Die erfolgreiche Kultivierung des Bodens war nicht so sehr von der Qualität als von der Quantität der Arbeit abhängig. Unter steinzeitlichen Arbeitsbedingungen entschied in erster Linie die Zahl der arbeitenden Hände über die Fruchtbarkeit des Ackers. Die Zeugungskraft der vegetativen Natur zu beherrschen und sie dem Menschen dienstbar zu machen, setzte voraus, daß der Mensch lernte, die eigene Fruchtbarkeit: Zeugung, Geburt und Tod zu kultivieren. Die Erhaltung des menschlichen Lebens, das Bewahren, Hegen und Pflegen, wie die Frau es praktizierte und in ihrer stilleren, erdverbundenen Art verkörperte, gewann vorrangige Bedeutung. Die Familie, die Sippe - überhaupt das gesetzlich geregelte Zusammenleben im Gemeinwesen, rückte ins Zentrum des Interesses. Folgerichtig wurde die Fruchtbarkeit, die in der Frau als Gebärerin und Bewahrerin des Lebens ihren

höchsten Ausdruck besaß, das neue Wunschbild dieser Gesellschaft.

Künstlerisch fand dieser Fortschritt seinen Niederschlag in Idolen, welche die Frau in der Pose als Sexualwesen und Gebärerin zeigen. Waren die Bilder der Jäger ganz bewegt und betonten sie das horizontale Geschehen, so gehen im Gegensatz dazu die Skulpturen der Mütter in Ruhe über. Dabei sind zwei Gestaltungstypen zu unterscheiden: Der erste ist uns in Form von Ton- und Steinstatuetten bereits aus der Kunst der höheren Jägerkulturen aus dem Paläolithikum überliefert. Die Venus von Willendorf ist das wohl bekannteste Beispiel (Abb. 6). Diese Figuren gehören zum sogenannten Bewegungstypus. Ihre Geschlechtsmerkmale sind in einem ins symbolhafte übersteigerten Naturalismus gestaltet, ein eindeutiger Hinweis darauf, daß es sich um Mutter und Fruchtbarkeitsidole handelt.-



Abb. 6

Venus von Willendorf.

Statuette aus Kalkstein mit
Rötelbemalung.

Willendorf, Wachau, Niederösterreich.
Paläolithikum.

Höhe 10,5 cm.

Diese Kleinkunst aus dem Paläolithikum bildet stilistisch eine gemeinsame Gruppe mit Statuetten vom gleichen Bewegungstypus, die in neolithischen Schichten gehoben wurden (Abb. 7, 8). Wir dürfen annehmen, daß sie in beiden Fällen von höheren Jägern stammen, die vor einer ansatzweisen Hinwendung zur Lebensform des Hirten und Pflanzers standen, wodurch Frau und Fruchtbarkeit betonte Gegenstände der Reflexion wurden.

Abb. 7, 8

Statuetten vom Bewegungstypus
aus dem Neolithikum

Gruppe aus Hacilar
(hieros gamos)

Statuette aus Malta



Bewegungselement und Naturalismus, zwei Gestaltungskriterien, die aus der dynamischen Felsbildkunst der Jäger in diese frühe Idolplastik hineinwirken, weisen darauf hin, daß wir es hier mit der Kunstäußerung einer Übergangsstufe von der horizontal-männlichen zur vertikal-weiblichen Daseinsform zu tun haben. Im Falle der paläolithischen Idolkunst hat vermutlich die Eiszeit eine sich anbahnende Entwicklung zu Seßhaftigkeit und weiblich betonter Daseinsform unterbrochen, die dann im Mesolithikum und Neolithikum in breiter Fülle auf der ganzen Erde zum Durchbruch kam. Hier folgen dem Übergangstypus unmittelbar jene bekannten, streng statischen Statuetten und Bilder, die dem ruhenden Idoltypus angehören (Abb. 9 - 15). Diese erfassen den Mittelpunktcharakter der Frau mit abschließender Eindeutigkeit und Abstraktion. In ihnen ist die Idee der Fruchtbarkeit zum kultischen Symbol gestaltet. Sie sind "mit ihrer Betonung des Un- und Überpersönlichen Urtypen des weiblichen Elementarcharakters."⁴

Abb. 9

Fruchtbarkeitsgöttin auf
Gefäßwandungen im Orient



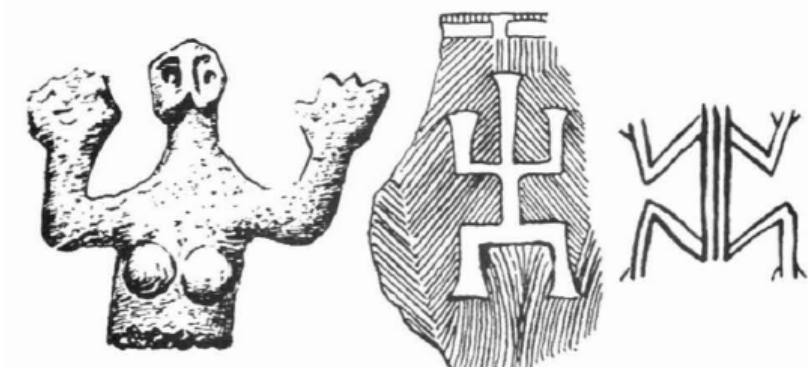


Abb. 10

Fruchtbarkeitsgöttin
auf Gefäßwandungen im
Donauland

Abb. 11

Teil Halaf,
Mesopotamien
Ton, bemalt.
Höhe 8 cm



Abb. 12

Antropo-
morphes
Gefäß.
Ton.
Rumänien
ca. 2000
v.C.

Abb. 13

Idol aus
Stein.
Mesopotamien
Höhe 6,9

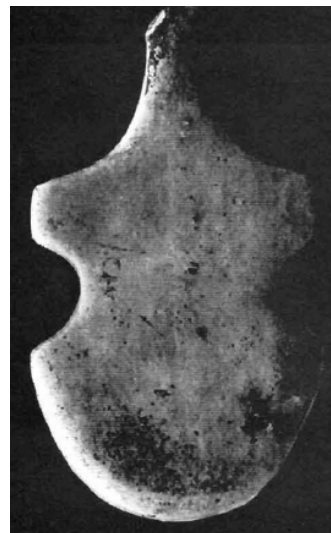


Abb. 14

Statuette
aus Stein.
Kykladen.
Höhe 9 cm

Abb. 15

Tonidol.

Höhe 9,3 cm.

Kretisches Neolithikum



In dieser wesenhaft-vegetativen Phase weiblicher Selbstentfaltung blieb die Entwicklung der Frau nahezu auf der ganzen Erde befangen. Das hatte verschiedene Gründe. Sie können hier nur angedeutet werden: Die Kulturstufe der Jäger und Hirten verlor durch das Hervortreten des Ackerbaues ihre singuläre Bedeutung. Die Verlagerung des Kulturschwerpunktes von der Jagd zum Ackerbau vollzog sich, wenn auch mit zeitlich starker Ausfächerung, überall auf der Erde. Allerdings geschah es keineswegs allerorts mit gleicher Intensität und Eindeutigkeit. Häufig hatte der Mann sein stierbesiegendes Selbstbewußtsein nicht voll und rein entwickelt; sein übersteigertes oder noch labiles Seinsbewußtsein sah im Erwachen der Frau statt der notwendigen Wesensergänzung eine unerwünschte Machtkonkurrenz.

In anderen Fällen mißbrauchte die Frau ihre neue Mittelpunktstellung zu egoistischer Machtentfaltung. Das führte zu den bekannten, zum Teil Jahrtausende währenden Dämmerstufen der Mutterreiche. Beide Fehlhaltungen lösten Spannungen, Rivalitäten und Machtkämpfe aus und hinderten sowohl die Frau als auch den Mann an der Erfüllung ihrer schöpfungsgemäßen Bestimmung; sie störten den notwendigen Ausgleich und die mögliche Harmonie der in ihrer Verschiedenartigkeit zur Ergänzung berufenen Daseinsformen und hatten eine mehr oder minder tiefgreifende Dämonisierung der Partner zur Folge. In dieser Auseinandersetzung blieb die Frau, gerade auch in der machtmäßigen Pervertierung ihrer Eigenschaften, Mittelpunkt des Fühlens, Denkens und

Gestaltens. Neben Mythen und Märchen beweisen dies vor allem die Fruchtbarkeits- und Weiblichkeits-Idole, die, wie Erich Neumann es nennt, das Weibliche in seinen "furchtbaren" oder "verschlingenden" Aspekten zeigen (Abb. 16).

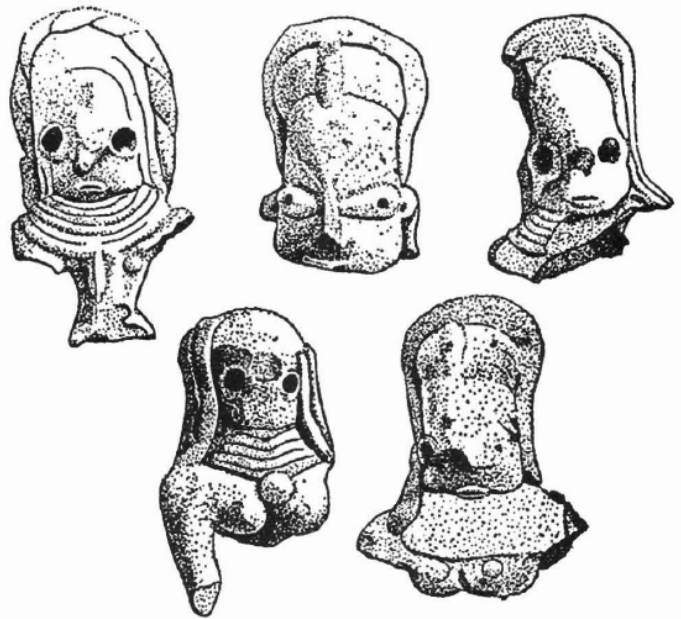
Abb. 16

Figuren der Großen Mutter.

Ton.

Nordbelutschistan.

Ca. 3000 v. Chr.



Wenn irgendwo auf der Erde eine Entwicklung stattgefunden hat, wo sich die Rivalität der beiden Daseinsformen Hirte - Bauer, Mann - Frau in Grenzen hielt, dann war dies im Mittelmeerraum. Hier war der Kult mit den Symbolen Kulthorn und Doppelaxt am lebendigsten entwickelt - ein Zeichen dafür, daß der Mann die auf seiner Kulturstufe erweckbaren Eigenschaften Mut und Kraft voll in sich zur Entfaltung gebracht und seine ungezügelter Naturkraft kultiviert hatte. Von diesem Mannestum wurde eine zu sich selbst erwachende Frau nicht mehr als Konkurrenz empfunden und abgewehrt, sondern als ein neues, gerade jetzt für den Mann und seine weitere Entwicklung nötiges Ereignis im Prozeß menschlicher Selbstwerdung angenommen und gefeiert. Mut und Kraft, diese stierbesiegenden, naturbeherrschenden Eigenschaften des Mannes, boten der Frau einen gesicherten Lebenskreis. In ihm konnte sie Wurzeln schlagen, ihn konnte sie mit ihrer Wesensart durchdringen, kultivieren und als Heim und Heimat sich selbst anverwandeln. Und hier, gestützt von freiwilligem Ergänzungsstreben des Mannes, zeigte sich, daß es nicht die höchste und äußerste Bestimmung der Frau ist, Sexualwesen, Gebärerin, Mutter zu sein. Hier überwand die Frau ihre Rolle als Verkörperung wesenhafter Fruchtbarkeit. Mit ihrem verfeinerten sinnlich-übersinnlichen Wahrnehmungsvermögen drang sie, anders als der Mann es vermochte, in transzendentes Lichtgeschehen ein. Bei dieser sinnlich-übersinnlichen Kommunikation muß die Frau in ihrem Sein eine so mächtige Steigerung erfahren haben, daß sich an ihr der Gestaltungswille des Mannes entzündete und erstmals in

der Geschichte der Menschheit ein priesterlich ausgerichtetes Menschenbild formte.

Tatsächlich zeigen die Plastiken, die wir aus der spätneolithischen und aus der Frühbronzezeit besitzen, ein verändertes Bild der Frau (Abb. 17 - 20). Sie wird jetzt nicht mehr als bloßer Geschlechtspartner gesehen, in dem und durch den hindurch der Mann die Fruchtbarkeit und den Reichtum seiner Gesellschaft reflektiert.

Abb. 17
Statuette
aus Stein.
Sardinien.
Höhe 22 cm



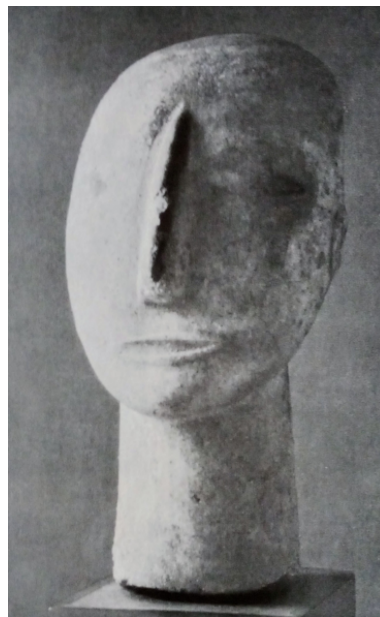
Abb. 18
Statuette
aus Stein.
Griechenland
, Kykladen.
Höhe 22,5 cm



Abb. 19
Statuette aus
Stein.
Thera,
Insel Santorin.
Höhe 16 cm



Abb. 18
Statuette
aus Stein.
Griechenland
, Kykladen.
Höhe 22,5 cm



Die Bildwerke, die im gesamten Mittelmeerraum des 2. und 3. Jahrtausends vor Christus verbreitet waren, zeigen vielmehr eine Frau von aufrechter Haltung; die Geschlechtsmerkmale

treten eindeutig zurück und die Kopfpartie, bisher rudimentär ausgebildet, gewinnt vorrangige Bedeutung. Die Gestalten befinden sich ganz in Ruhe, wie im Bann eines fremden, irdischen Augen unsichtbaren Partners. Das Haupt mit seiner hohen Stirnpartie ist eindeutig lichtgerichtet. All dies deutet auf eine Frau mit mentalen, visionären Fähigkeiten, auf eine Frau als Seherin und Priesterin. -

Was sich zwischen dieser Frau und ihrem transzendenten Partner ereignete, blieb der damaligen Gesellschaft und dem gestaltenden Mann ein Geheimnis. Als solches entzog es sich künstlerischer Gestaltung. Aus diesem Grunde ist uns im Bildwerk überliefert, was von diesem numinosen Geschehen für den Gestalter erfaßbar war: Die Frau in ihrer visionären priesterlichen Pose, wobei der Fruchtbarkeits-Aspekt in abstrakter Formgebung stets eine mitwirkende, aber doch stark zurücktretende Rolle spielt.

Mit dieser Entwicklung trat der vertikale Grundzug weiblichen Wesens voll in Erscheinung. Erstmals in der Geschichte hatten damals Mann und Frau die ersten Keime ihrer polaren Wesensanlagen entfaltet und traten einander als ergänzende Partner gegenüber.

Das Bewußtsein von dem harmonischen Ausgleich dieses mann-weiblichen Wirkens muß in der mittelmeerischen Welt des 5. bis 3. Jahrtausends v. Chr. bereits stark lebendig gewesen sein: Von diesem Bewußtsein machtvoll bewegt, haben Künstler dieses Kulturraumes das Erleben dieser harmoniestiftenden Polarität in den einander ergänzenden Grundwesenszügen von Mann und Frau gleichnishaft in Stein geschlagen (Abb. 21, 22):

Abb. 21
Statuette
aus Steatit
Zypern.
Frühes
3. Jhdt. v. Chr.
Höhe 11 cm



Abb. 22
Kreuzförmiges
Idol aus
Steatit.
Senkrecht
eine
weibliche
und waagrecht
vermutlich
eine
männliche
Figur
darstellend
Zypern.
Frühes
3. Jhdt v. Chr.

Vertikal, mit lichtgerichteter Gesichtspartie zeigt sich uns auf ihren Statuetten die Frau; ihre ausgestreckten Arme, das horizontale Wirken versinnbildlichend, gewinnen menschliche Gestalt, werden zum ergänzenden, horizontal wirkenden Mann. Hier ist der Mann das tätige, ausführende Organ weiblicher Geistigkeit. In diesem zum Kreuz geordneten doppelten Menschenbild ist das Gesetz mann-weiblichen Wirkens in der Schöpfung Form geworden.

In Anfängen erfüllte sich, was Abd-ru-shin als die gottgewollte Stellung der Geschlechter bezeichnet: "Der Mann steht in der Schöpfung mit der Front nach außen, um zu kämpfen, das Weib jedoch hält, ihm den Rücken deckend, die Verbindung mit dem Licht und bildet so den Kern, die Kraftzufuhr und Stärkung."⁵

Von hier war es für den ahnungsvollen Künstler nur noch ein Schritt bis zu der Erkenntnis, daß die gleich starke Ausbildung beider Daseinskomponenten, der horizontalen und der vertikalen, das Grundgesetz allen harmonisch-dynamischen Wirkens in der Schöpfung ist. Wir wissen heute, sowohl aus offenbarten⁶ als auch aus empirischen⁷ Quellen, daß auf dem gleichschenkligen Kreuz die Schöpfung aufgebaut ist. Damals wurde dieses Schöpfungsprinzip aus dem verschiedenartigen Wirken von Mann und Frau, das sich im Kreuz zur ergänzenden und kulturstiftenden Einheit verband, empfunden, erlebt und als die Verheißung einer geistgewirkten Menschheitszukunft gestaltet (Abb. 23 - 25).

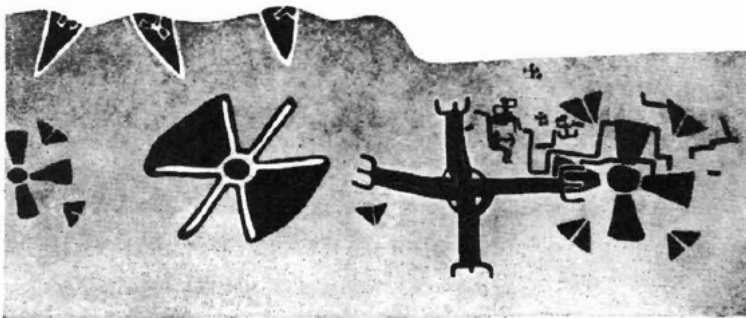


Abb. 23

Doppelaxt und gleichschenklige Kreuze auf kultischen Wandmalereien zu Catalhöyük.

5. Jhdt. v. Chr.

Abb. 24

Pfanne mit Ritzmustern.

Kykladen.

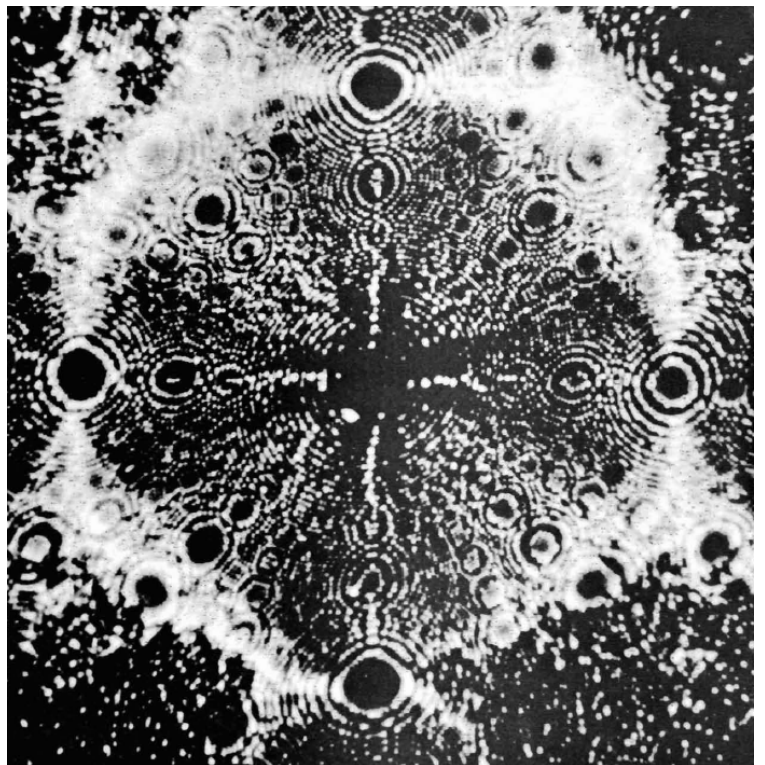
Ca. 2300 v.Chr.



Abb. 25

"micrograph",
Platinspitze in
700.000-facher
Vergrößerung bei
gleichzeitiger Abkühlung
bis nahe an den absoluten
Nullpunkt
($-459,69^{\circ}$ F).

Prof.Dr. E. W. Müller,
Pennsylvania University,
USA



Träger dieser mann-weiblichen Gesittung aus dem östlichen Mittelmeerraum wurden zu Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. zu Begründern der minoischen Kultur auf Kreta. Die Sage von Zeus und Europe gibt uns darüber lebendigen Bericht: An der Küste Phöniziens verwandelt sich Zeus, Urtypus des Herrschers, in einen zahmen Stier. In dieser Gestalt nähert er sich Europe, der Tochter des Königs Agenor. Der zahme Stier versinnbildlicht ein gesittetes Mannestum, das die Frau nicht mehr kraft seiner rohen Macht und Gewalt sich unterwirft, sondern Liebe in der Frau zu erwecken sucht. Dieser Mann, eine gebändigte Verkörperung der Stierqualitäten Mut und Kraft, gewinnt die Zuneigung der Prinzessin, die sich von ihm übers Meer nach Kreta entführen läßt. Es war ein erster Akt der Liebe und Zuneigung, nicht ein von roher Natur diktiert Akt

der Notwendigkeit, auch nicht einer der Sippen- oder Horden-Politik, der die minoische Hochkultur begründete.

Die Eigentümlichkeit, wie sich dort die geistigen Errungenschaften aus der Vorzeit - Doppelaxt, Stierkult, weibliche Priesterschaft - fortentwickelten, bestätigt rückwirkend die soeben geschilderten Zusammenhänge. Einige dieser Entwicklungen mögen deshalb, ohne einer späteren eingehenden Beschäftigung mit dem Minoikum vorzugreifen, abschließend vermerkt sein.

Da ist zunächst das Phänomen weiblicher Priesterschaft. Die Statuetten aus dem Neolithikum zeigen uns eine Frau in priesterlicher Haltung. Der Inhalt ihres visionären Erlebens war offenbar dem Künstler dieser Zeit ein Geheimnis. Als solches blieb es ungestaltet. Das änderte sich im Minoikum. Dort waren die Inhalte der Epiphanien nicht nur der empfangenden Frau, sondern der ganzen minoischen Gesellschaft bekannt. Folglich konnte hier das offenbare Geheimnis in seinem szenischen, kommunikativen Gesamtzusammenhang Gegenstand künstlerischer Gestaltung werden. Folgerichtig gehen die starren, vertikal gerichteten Idole aus dem Neolithikum in der minoischen Kunst wieder in Bewegung über. So zeigt uns insbesondere die minoische Siegelkunst regelrechte Epiphanieszenen, z.B. mit tänzerisch bewegten, adorierenden Priesterinnen, in deren Mitte eine Gottheit niederschwebt (Abb. 26).



Abb. 26

Goldener Siegelring.
Kulttanz von Frauen und
Göttererscheinung.

Isopata.

Um 1500 v. Chr.

Durchmesser 2,6 cm

Auch mit der Doppelaxt vollzog sich im Minoikum eine Wandlung. Als Symbol männlich horizontalen Wirkens ging sie aus den Händen des Gottes in die Hände von Priesterinnen und weiblichen Gottheiten über (Abb. 27).

Abb. 27

Frau, Doppeläxte
emporhaltend.

Gußform.

Kreta, Palaikastro



Es war das äußere Zeichen dafür, daß der Mann sich und die Errungenschaften seines stierbesiegenden Kampfes in den Dienst einer priesterlichen Weiblichkeit gestellt hatte; daß die männlich-horizontale Lebensform sich der vertikalen Lebensform der Frau anvertraut und ihre geistige Führungsrolle anerkannt hatte. Die Frage drängt sich dabei auf, ob in diesem Übergang der Doppelaxt aus männlichen in weibliche Hände bereits erste Keime subjektiver weiblicher Machtanmaßung liegen.

Ähnlich zwiespältig ist die Tatsache zu beurteilen, daß im Minoikum statt des früher gebräuchlichen Fruchtbarkeitszweiges die Doppelaxt zwischen den Kulthörnern aufgepflanzt wurde (Abb. 28, 29).

Abb. 28

Bronze-
täfelchen.

Psychro

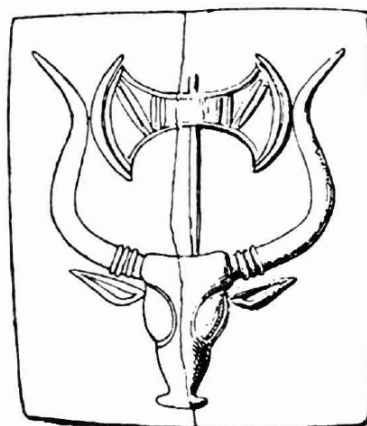


Abb. 29

Stierschädel
(Kulthörner)
mit
Doppelaxt.

Flachzylinder
aus Achat.

Knossos

Dies bedeutete, daß der Mann im Zeichen der Doppelaxt sein horizontales Wirken voll entfaltet und seine stiergleichen Wesensanlagen Mut und Kraft zu stierbesiegenden Tugenden ausgebildet hatte. Damit es jedoch zu dieser Verbindung von Kulthorn und Doppelaxt kommen konnte, mußte der Himmelsstier

in seiner alles überragenden Bedeutung im Bewußtsein des minoischen Menschen eine Profanisierung erfahren haben.

Nach meiner bisherigen Beschäftigung mit dem minoisch-mykenischen Kulturkreis neige ich zu der Annahme, daß wir es sowohl bei der Doppelaxt in weiblicher Hand als auch bei der Verbindung von Doppelaxt und Kulthörnern mit der Kult- und Kunstäußerung des minoischen Niederganges zu tun haben. Eine Klärung dieser Fragen muß jedoch in einem größeren kultur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang gesucht werden.

Anmerkungen

Abkürzungen häufig gebrauchter Literatur-Hinweise:

GB - Abd-ru-shin, Im Lichte der Wahrheit, Gralsbotschaft dreibändige Ausgabe, 1961

1 GB, Bd. III, S. 199 ff., 419 ff.

2 Hans Georg Bandi u.a., Die Steinzeit, Baden-Baden 1964

3 GB, Bd. III, S. 419 ff.

4 Erich Neumann, Die große Mutter, Zürich 1956

5 GB, Bd. III, S. 48 ff., S. 177 ff. - Physiologisch und psychologisch verkörpert das Weibliche als das Empfangende, Austragende und Gebärende die horizontale, das Männliche als das Zeugende die vertikale Komponente im Zusammenwirken der Geschlechter. Mit besonderer Betonung der geistigen Inhalte dieses Zusammenwirkens bezeichnet die Gralsbotschaft die horizontal-weibliche Grundverfassung auch als "passiv" oder "negativ", die vertikal-männliche als "aktiv" oder "positiv". Diese Definitionen stehen in einem äußerlichen Widerspruch zu den vorliegenden Texten, in denen ich zu zeigen versuche, wie die Frau infolge ihres geistigen Erwachens herauswächst aus ihrer Rolle als Gebärerin und Mutter, sich aufrichtet und dem gestaltenden Manne sich darstellt als eine zwischen Himmel und Erde vermittelnde Lebensmacht, als deren weltgerichtet-handelnder Vollstrecker dieser Mann sich in der Folge selbst erlebt und erkennt - Texte also, die an Kunstzeugnissen und Lebensvorgängen männliches Wirken als horizontal, weibliches als vertikal ausgerichtet anschaulich machen. Dieser Widerspruch löst sich auf, wenn bedacht wird, daß

im ersten Falle innere Verfassungen, psychische Ursachen definiert sind, während mein Text äußere Wirkungen dieser Ursachen, Formen ihres empirischen In-Erscheinung-Tretens beschreibt. - In späteren Untersuchungen, die nicht in der Beschreibung von Wirkungen sich erschöpfen, sondern Ursache und Wirkung gleichzeitig zum Gegenstand der Betrachtung machen, hoffe ich darlegen zu können, daß zwischen Phänomen-Grund und Phänomen-Wirkung kein Widerspruch besteht. Das hier Angemerkte gilt auch für den [nachfolgenden] kleinen Aufsatz *Der positive Spannungsverlauf im Prozeß mann-weiblichen Bewußtwerdens*.

6 GB

7 Erwin W. Müller, Einzelne Atome jetzt sichtbar - das Feldionenmikroskop an der Grenze mikroskopischer Auflösung, Umschau 1957, Heft 19